

Leben in Paris im Hundertjährigen Krieg. Ein Tagebuch. Aus dem Französischen von Henriette Beese, Nachwort von Ralph-Rainer Wuthenow, Insel-Verlag, Frankfurt/Main und Leipzig 1992, 384 S.

Spätestens seit Johan Huizinga das *Journal d'un bourgeois de Paris* als eine der hauptsächlichsten Quellen benutzt hatte, um den „Herbst des Mittelalters“ zu evozieren, ist offenkundig geworden, daß dieser Text eine singuläre Fundgrube für alltags- und mentalitätsgeschichtliche Studien zum Frankreich des 15. Jh. darstellt. Die von Colette Beaune vorzüglich betreute französische Taschenbuchedition (1990) erschloß das Werk einem breiteren Leserkreis und gab wohl auch den Anstoß für die längst fällige Übersetzung ins Deutsche.

Der Verfasser der über 900 Tagebucheintragen aus den Jahren 1405 bis 1449 konnte bis heute nicht ermittelt werden; die wenigen Anhaltspunkte im Text lassen auf einen mit der Sorbonne verbundenen Kleriker schließen. Das Originalmanuskript ist verlorengegangen, und die sieben voneinander beträchtlich

differierenden Abschriften beginnen in medias res. Der Schreiber stellt seine Individualität bewußt zurück, um als Zeuge und Chronist kollektiver Erfahrung zu fungieren. Seine Vorlieben und Abneigungen, seine Wertmaßstäbe und vor allem auch seine Erzählstrategien lassen die Aufzeichnungen jedoch zu einem hochgradig subjektiv gefärbten Geschichtszeugnis werden, was ihren besonderen Reiz ausmacht. Paris und die nähere Umgebung sind der Schauplatz der facettenreichen Eintragungen, die ohne Klassifizierung und Hierarchisierung der Ereignisse nacheinander unvermittelt über so verschiedene Dinge wie Papstwahlen, das Begräbnis von Charles VI., eine Keuchhustenepidemie, Kohl- und Brotpreise, die Schlacht von Azincourt, das Mirakel einer blutfarbenen Quelle oder Maikäferplagen berichten. Allein durch diese gleichgeordnete Reihung verlieren die Haupt- und Staatsaktionen von ihrer Aura; fern davon, chevaleresken Heroismus anerkennend zu konstatieren (wie es Froissart in seinen „Chroniques“ nicht oft genug tun konnte), richtet der Pariser Bürger seine Optik vor allem auf die namenlosen Opfer der Kriegswirren. Die

Katastrophenhäufung jener Jahrzehnte läßt ihn bisweilen in rhetorisch ausgefeilten Lamentationen düstere Prophezeiungen über das Seelenheil der Mehrzahl seiner Zeitgenossen anstellen.

Obwohl einer privilegierten Schicht angehörig, lebt der Verfasser doch jenseits des Dunstkreises der Macht, und sein Blick auf die großen politischen und militärischen Aktionen bleibt der des unidealisierten nüchternen und oft sarkastischen Außenstehenden. Dies bedingt freilich auch, daß ihm – anders als einem offiziellen Hofchronisten – selten der Zugang zu Dokumenten oder der Einblick hinter die Kulissen möglich ist, so daß er bei seinen Versionen von politischen Neuigkeiten oft Gerüchte kolportiert; doch gerade die abenteuerlichen Verzerrungen des Hörensagens können dem heutigen Leser als kostbares Zeugnis dafür gelten, wie Geschichte von den Betroffenen subjektiv erfahren und gedeutet wurde.

Der Bürger von Paris ist alles andere als ein unparteiischer Dokumentarist: Grausamkeit und Unchristlichkeit der Armagnacs werden dick aufgetragen, während die Burgunder geschönt (wenngleich nicht unkritisch) dargestellt sind. Was den burgundischen Hof ins Zwielicht rücken könnte, etwa die Ermordung von Louis d'Orléans oder militärische Schlappen, wird uminterpretiert oder gleich verschwiegen. Jeanne d'Arc erfährt zwar die gebührende Auf-

merksamkeit, avanciert aber als Speerspitze der verhaßten Armagnacs zur Hexe oder Häretikerin, zu einer „*créature qui était en forme d'une femme*“ (Nr. 519). Hierin wird die Haltung der burgunderfreundlichen Universität von Paris, der Instanz in Kirchenfragen, manifest. Wenn der Autor seit Mitte der dreißiger Jahre die Armagnacs und Charles VII. positiver zu bewerten beginnt, läßt sich am Wandel seiner Terminologie die Konsolidierung eines französischen Nationalbewußtseins exemplarisch nachvollziehen. Auch die Identifikation mit dem von seinen Beratern irregeführten König – ein Grundzug in der Haltung der Bevölkerung gegenüber dem Herrscher bis zur Zeit der Französischen Revolution – läßt Einblicke in die Vorstellungen des vom politischen Koordinationszentrum fernten Untertanen zu.

Die überraschendsten und spannendsten Passagen des Tagebuchs vermitteln jedoch Alltagsgeschichte. Mit wachem Interesse und einer ausgeprägten Fähigkeit zum Staunen wendet sich der Bürger dem Vermauern und Öffnen der Stadttore, den erfrorenen Weinreben, dem Auftreten von Wölfen und Skorpionen (!) in Paris, den Geldumwertungen oder einer Prozession mit der Reliquie der Vorhaut Jesu zu, Dingen, die er für ebenso überlieferungswert hält wie die überregionalen politischen Bewegungen. Studien zu spätmittelalterlichen Ernährungsge-

wohnheiten, zu Finanzwesen und Stadtgeschichte, zu Klimaveränderungen und zum Ineinander traditioneller und „modern“ anmutender Denkweisen finden hier reiches Material.

Obleich das Zustandekommen einer deutschsprachigen Edition dieses ungewöhnlichen und bedeutsamen Werkes grundsätzlich begrüßenswert ist, stellt sich bei kritischer Lektüre im Einzelnen doch Unbehagen ein. Unverständlich ist schon, weshalb sich der Verlag für einen Buchtitel entschieden hat, aus dem nicht ersichtlich wird, um welchen Textes sich eigentlich handelt. Über die problematische Überlieferungsgeschichte und die Manuskriptvarianten wird kein Wort verloren; man folgt dem von *Colette Beaune* etablierten Text, ohne die französische Historikerin auch nur zu erwähnen. Da auch die Anmerkungen größtenteils wörtliche Übernahmen aus ihrer Ausgabe sind, wirkt das Verschweigen der Quelle doppelt unerfreulich. Insgesamt wurde der Anmerkungsapparat auf ein Minimum reduziert, wobei wichtige Erläuterungen bisweilen zugunsten offensichtlicher Detailfragen geopfert werden. Durch sorgfältige Lektoratsarbeit hätte verhindert werden müssen, daß zwei einander völlig widersprechende Erklärungsmuster für das System der *lettres dominicales* auftauchen. Ein knapper, in die Anmerkungen eingeschobener Exkurs belebt die von der neueren französi-

schen Historiographie längst ad acta gelegten Erklärungsmodelle für den Ausbruch des Hundertjährigen Krieges neu, indem er ihn aus rein dynastischen Streitigkeiten ableitet und selbst das erst bewiesenermaßen einige Jahrzehnte später zur Begründung des Thronanspruchs der Valois ausgegrabene salische Erbrecht anführt. Die entscheidenden territorialstrategischen und lehnsrechtlichen Ursachen des Konflikts bleiben unerwähnt.

Die Übersetzung wird den Schwierigkeiten des französischen Originals weitgehend gerecht. Das Konzept, besonders in der Syntax dem Mittelfranzösischen nachempfundene altertümelnde Strukturen zu bilden – wahrscheinlich zur Verdichtung des historischen Kolorits –, wird dort fraglich, wo Sätze entstehen, wie sie im Deutschen sprachgeschichtlich kaum vorstellbar sind. Hier und da schleichen sich auch irreführende Versionen und selbst Barbarismen ein. Nur drei Belege dafür: „autel douleur“ (Nr. 388) ist kein „Schmerzens-Altar“, sondern „ein derartiger Schmerz“; „Zu dieser Zeit gab es überhaupt keine Nachricht vom König, ob er in Rom war oder in Jerusalem.“ (Nr. 708) „ni que s'il fut“ ist hier aber „ganz als wäre er in ... gewesen“. Und der englische Ritter in Nr. 738 ist natürlich nicht „ganz in Waffen außer der Kopf“ (tout armé sinon la tête), sondern „in Rüstung/ gerüstet“.

Das Nachwort beschränkt sich weitgehend auf eine wortreiche und mit überlangen Zitaten drapierte Paraphrasierung des Tagebuchtextes. Um die generelle Kritik des Autors an den Herrschenden nachdrücklicher herauszuarbeiten, verschließt Wuthenow die Augen vor dessen proburgundischer Parteinahme.

So hinterläßt die Lektüre einen zwiespältigen Gesamteindruck: ein Leser, der – vielleicht verleitet vom anhaltenden Mittelalter-Boom – nach einem farbenprächtigen und detailfrohen Quellentext sucht, der ihn zu einer Vision des wirklich gelebten Lebens in jenen wirren Jahrzehnten verhilft, wird die (auch optisch ansprechende) Insel-Ausgabe trotz ihrer Unzulänglichkeiten mit Gewinn zur Hand nehmen; wer sich jedoch dem *Journal d'un bourgeois de Paris* mit spezielleren Intentionen nähert, der sollte auch künftig besser zu Colette Beaunes Edition greifen.

Thomas Höpel/Ralf Paimowitzsch

Columbus: Die Entdeckung seiner geheimen Route in die Neue Welt, Text: John Dyson; Fotos: Peter Christopher; Nautische Recherchen: Luís Miguel Coin Cuenca, Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf., München 1991, 228 S., zahlr. Fotos, Bilder und Karten.

Der großformatige Band gehört in die Klasse der attraktiven Bücher, die sich im Jahr des 500. Jahrestages mit dem Namen des genuesischen Seefahrers schmücken. Im Gegensatz zu vielen anderen Büchern, die dieses auch tun, beschäftigt sich das Werk auch mit dem eigentlichen Verdienst des „Entdeckers“. Salopp kann man seine größte Leistung folgendermaßen beschreiben: Einmal hin und einmal zurück, quer über den Atlantik. Was diese „Entdeckung“ oder Auffindung des nach nautischen Gesichtspunkten günstigsten Seeweges nach Amerika den Zeitgenossen im 15. Jh., aber auch, im „historischen Experiment“, Zeitgenossen des späten 20. Jh. abforderte, zeigen Bilder und Texte des Buches. Der Text läßt auch erkennen, welche Geheimnisse eine solche scheinbar primitive Frage nach der wirklichen Route der ersten Reise zumindest als Indizienkette offenlegen kann.

Inhaltlich ist die Arbeit geprägt von den Forschungen des spanischen Seeoffiziers und Marinehistorikers *L. M. Coin Cuenca*, zu denen auch das Experiment gehört, eine der